

03: Brauchen wir noch Oper?

Tina Hartmann:

Zugänge zur Oper. Ausgerechnet einer Gattung, die nicht nur mehr als 500 Jahre auf dem Buckel hat, sondern die auch noch ganz schön alt aussieht. Ihr Publikum sowieso. Es stirbt gerade aus, heißt es. Und da Opern-Liebhaber*innen landläufig als konservativ, besserverdienend und auch etwas hochnäsiger gelten, wäre das nicht einmal weiter schade. Warum suche ich dennoch immer wieder, mehr oder weniger, erfolgreich Zugang auch noch als Frau? Schon in der ersten Oper bzw. Der Geschichte, die gleich mehrere der ersten Opern von Peri, Monteverdi und Landi erzählen, nämlich die Geschichte des mythischen antiken Sängers Orpheus. In dieser Geschichte also geht es darum, dass eine Frau ihre Klappe zu halten hat. Dass sie fragt und widerspruchslos ihrem Mann folgen soll, selbst wenn der sie aus den Gefilden der Seligen zerrt. Erst bei Gluck wehrt sie sich endlich, fordert Mitsprache wie viele Frauen in der Epoche der Aufklärung. Aber im 19. Jahrhundert haben Frauen in der Oper dann wieder nicht mehr viel zu sagen, auch wenn sie darüber ziemlich viele Arien mit ziemlich vielen und ziemlich halsbrecherischen Koloraturen singen. Darüber hinaus ist ihr Job, für den Geliebten zu sterben, auch wenn der wie etwa bei Verdi ein arroganter und eifersüchtiger Depp ist. Oder alternativ für den Vater fast immer ein noch größerer Depp. Aber in der Avantgarde im 20. Jahrhundert, da wird doch alles anders, oder? Ja, schon. Aber witzigerweise eines nicht. Das Sagen in der Oper haben immer noch die Männer. Oder kennen Sie, sagen wir mal, bis in die 1980er Jahre eine kanonische Opernkomponistin? Also ich nicht. Aber das mag an meiner mangelnden Repertoire-Kenntnis liegen. Ich sehe fast das ganze 20. Jahrhundert hindurch Opernkomponisten, die heilige Messe autonomer Klangkunst zelebrieren, die so autonom ist, dass sie oft erklärtermaßen auch mit ihren Libretti nichts zu tun haben will. Warum trotzdem Oper? Erklären kann ich es mir nur mit diesem Blitz, der mir durch Stirn, Herz und Becken bis in die Zehenspitzen schlägt, wenn eine Stimme singt. Also nicht einfach nur singt: „Oh yeh, I love you“, sondern ihre Geschichte, ihr Leiden, ihr Sehnen, ihr Glück. Da können Kunsttheorie, Philosophie, Psychologie vereint, sich die Seele aus dem Leib brüllen, dass es in der Moderne, spätestens in der Postmoderne doch kein Individuum mehr gibt. Und obgleich mir genau in diesem Moment glasklar ist, dass Jahre, Studium, Wochen, Proben, Maske, Kostüm, Licht für diesen einen Augenblick nötig sind und dass unzählige Köch*innen vom Dirigat über die Regie bis zur alles besserwissenden Dramaturgie nie mitgekocht haben. Es ist dieser Moment, an dem die komplexeste, die künstliche Kunstform, die wir pflegen und nur diese, nur die Oper, im vollendeten Paradoxon den authentischsten Moment hervorbringt. Menschsein pur. Urgewaltig 500 Jahre schon, aber nie veraltet. Verrückterweise und natürlich rein zufällig, ziemlich genau seitdem ich trotz alledem wie ein Wurmloch voran meinen Zugang, in den manchmal ganz schön sauren Apfel zeitgenössische Oper bohre – also etwa seit der Jahrtausendwende – bahnen sich gleich zwei Unerhörtheiten an. Erstens: Komponist*innen erobern langsam, aber zäh das Feld. Und zweitens bin ich nicht mehr die Einzige, die in der Oper wieder Geschichten erzählt. Ob beides zusammenhängt, vermag ich nicht zu sagen. Ich vermute eher ist es Zufall. Aber was ich sehe, ist, dass andere Stücke, andere Zugänge eröffnen. In dem mit den Geschichten buchstäblich neues Leben in die Oper einzieht, fühlen sich offenbar andere Menschen von ihr angezogen. Partizipative Opern eröffnen sich jungen und anderen opernfernen Menschen. Und jetzt plötzlich, als sei ein Damm gebrochen, ein Zaun zu jedem verbotenen Gelände eingerissen, entstehen Ideen. Librettoskizzen zu den drängendsten Fragen unserer Gegenwart, etwa zum Klimawandel. Eine Oper der Zukunft, ein ganz anderes Kunstwerk der Zukunft. Bitte treten Sie ein. Aber bitte schalten Sie Ihr Handy diesmal noch nicht aus.